

## Hans-Ulrich Wehler

# Bürger zweier Welten



Geboren 11. September 1931, Studium der Geschichte und der Soziologie an den Universitäten Köln, Bonn, Athens/Ohio, USA. Promotion 1960, Habilitation 1968, 1968–70 Privatdozent in Köln. 1970/71 Professor an der Freien Universität Berlin, seit 1971 Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität Bielefeld. Gastprofessuren: 1972 Harvard University, Cambridge/Mass.; 1976 Princeton University, Princeton/N.J.; 1983/84 Stanford University, Stanford/Cal.; 1989 Harvard University; 1997 Yale University. Veröffentlichungen: *Sozialdemokratie und Nationalstaat, 1840–1914*. 1962, 2. Aufl. 1971. *Bismarck und der Imperialismus*. 1969, 5. Aufl. 1984. *Das deutsche Kaiserreich 1811–1918*. 1973. 10. Aufl. 2000. *Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus 1865–1900*. 1974, 2. Aufl. 1987. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bde. I 1700–1815, II 1815–1845/49, 1987/19953, III 1849–1914, 1995/19982. *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“*. 1987. *Aus der Geschichte lernen?* 1988. *Die Gegenwart als Geschichte*. 1995. *Politik in der Geschichte*. 1997. *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. 1998. Politische Umbrüche und gesellschaftliche Kontinuität. 2000. – Adresse: Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld.

„Bürger zweier Welten“ – so nannten sich deutsche Liberale, die nach dem Scheitern der 1848er Revolution nach Amerika emigrieren mußten, nach einigen erfolgreichen Jahren aber wieder nach Deutschland zurückkehrten, ohne jedoch auf den Kontakt mit der neuen transatlantischen Heimat zu verzichten. Als ein Bürger zweier Welten kam ich mir in diesem Jahr auch vor. Da ist man seit zweieinhalb Jahrzehnten die Existenz in der westfälischen Kultursteppe gewöhnt. Das Leben fließt im Gleichmaß zwischen Universität und Schreibtisch dahin. Der Blick auf den Teutoburger Wald bleibt derselbe, der unablässige Regen in Deutschlands Region mit der höchsten Niederschlagsmenge auch. Trotzdem: Die Stadt im Grünen

besitzt unbestreitbar Lebensqualität. Nicht zuletzt gab es die Nabelschnur zu einer ex nihilo geschaffenen Fakultät an einer der wenigen geglückten Universitätsneugründungen. Und noch eins: Man kann sich dort mit einem minimalen Aufwand an Notlügen von dem geschäftigen Karussell der Konferenzen und Tagungen, jener ewigen Wiederkehr des Gleichen, effektiv fernhalten, um Tag für Tag mit dem Füllfederhalter am jeweils anstehenden Projekt zu dichten.

Ganz anders der Alltag in der „Reichshauptstadt“, der Kontrast mit dem nervös pulsierenden Rhythmus der Metropole, die sich seit 1989/90 so evident verändert hat und so ganz anders darstellt als zu jener Zeit (1970/71), als ich eine Stippvisite an der FU machte. Zwar besitzt der engere Lebensbereich im Grunewald einige Ähnlichkeiten mit dem westfälischen Ambiente, obwohl es dort nur einen Milliardär und 123 Millionäre gibt. Aber die Menschen hier sind anders als der herbere Menschen-schlag am Fuße des Teutoburger Waldes, wo die Großbauern auf ihrem rittergutsähnlichen Besitz stolz von ihrem zwölfhundertjährigen Stamm-  
baum sprechen, weil Karl der Große die heidnischen Sachsen geköpft und das Land, ihre Meierhöfe, an fränkische Grenzkrieger vergeben hat. Was an Stolz auf Berlin in den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kollegs steckt, erfährt man erst nach einiger Zeit. Doch das ist der Stolz auf die Urbanität einer Stadt, die so spürbar an Dynamik gewinnt. Stolz auf das Kolleg dagegen spürt man sofort allenthalben. Dazu hat dieser Stab, der die Fellows mit erfindungsreichen Streicheleinheiten pflegt, auch allen Anlaß.

Freilich: Der asketische Wissenschaftsduktus wird aufgelockert. Da gibt es den Wunsch nach Vorträgen an den Universitäten der Stadt. Diskussionsrunden heißen den Beuteberliner willkommen. Die Medien locken mit ihren Möglichkeiten. Wenn man schon immer der Meinung war, daß Neuzeithistoriker in den politischen Angelegenheiten Farbe bekennen sollen, muß man hier geradezu aufpassen, daß einem bei so viel freundlicher Nachfrage nicht die Farbe ausgeht. In Bielefeld kann man, wenn man mit der kostbaren Zeit geizt, gut abtauchen. Hier ist die schnelle Truppe gleich im Kolleg, oder alte Bekannte brauchen sich nicht auf das Telefon zu verlassen. Das soll beileibe nicht kokett klingen. Der Arbeitsverlauf wird jedenfalls nachhaltig – sagen wir – flexibilisiert. Aber der gelegentliche Wirbel ist auch ungemein belebend. Man kann sich ohne Umschweife äußern. Anregungen gibt es zuhauf. Das kommt, über kurz oder lang, auch der eigenen Schreibe zugute.

Mit dem Hauptprojekt, einer deutschen „Gesellschaftsgeschichte“ von 1914 bis 1990, ging es nicht ganz so zügig voran wie anfangs erhofft. Das ist aber offenbar der Konsens unter vielen ehemaligen Fellows. Und man würde doch sehr zögern, davon zu sprechen, daß sie allesamt an der Kla-

gemauer stehen. Allenfalls gilt: Lerne klagen, ohne zu leiden. Immerhin, der Erste Weltkrieg und der Text über die Weimarer Republik „stehen“. Ist die erste Demokratie in Deutschland erst einmal untergegangen, schreibt es sich „bergab“, dem Ziel entgegen. Dazu gab es Vorträge, Aufsätze, Festschriftenbeiträge (eine spezifisch deutsche Form der akademischen Tortur) und überdies zehn Habilitationsschriften und Dissertationen, denn das letzte Aufgebot der jungen Garde in Bielefeld hatte sich offenbar verschworen, ausgerechnet in diesem Jahr fertig zu werden. Wenn auch 5241 Seiten eine strapaziöse Lektüre sind – man freut sich, daß alle gut über die Hürde sind. Unter dem Strich: Ein erquickliches Pensum, selbst für calvinistische Ansprüche.

Der unerwartete Gewinn: die Vielzahl freundschaftlicher Kontakte mit anderen Fellows, die unsereins durchweg nicht vorher kannte. Ein Lob also auch der Heterogenität des Jahrgangs, denn im „normalen“ Berufsalltag hätte man sich bei den meisten Kolloquiumsthemen doch nie für das Zeitopfer entschieden.

Schon regt sich die Nostalgie, mit der man daheim auf das Jahr im Kolleg zurückblicken wird. Der Trost aber ist nah: Meine Frau und ich waren in der Statistik des Kollegs die 62., die sich wegen der Faszination der Stadt und der Kollegatmosphäre zum Kauf dessen entschlossen, was man auf neudeutsch ein *pied à terre* nennt. In diesem Sinn: kein Farewell.